

Eine passierbare Linie

In diesem Jahr wäre Wilfrid Moser 100 geworden – zwei Ausstellungen zu seinem Werk

Von Annette Hoffmann

Basel. Es ist eine Aussicht wie ein Bild. Schaut man westwärts, geraten ein paar schmale Birkenstämme in den Blick. Jetzt im Herbst wirken sie kahl, doch im Frühjahr werden sie neu ausschlagen. Die Bäume, die sich im Rücken befinden, haben ihre Wachstumszeit dagegen längst hinter sich.

Ein wenig irritiert ist man ja, dass sich die Bilder von Wilfrid Moser (1914–1997) im Kloster Schönthal mit dem decken, was sich durch die in die dicken Wände eingelassenen Fenster erspähen lässt. In Zeiten des White Cubes ist man nicht mehr gewöhnt, dass Natur und Kunst derart zusammenfallen. Und vermutlich führt diese Koinzidenz auch in die Irre. Mosers Unterholzdickichte weisen in den Süden, in die Macchia. Wenn es eine Gemeinsamkeit zwischen dieser und der Juralandschaft gibt, dann ist es der Eingriff des Menschen.

Naturdarstellung und Abstraktion

Zwei Schauen laden derzeit ein, sich mit dem Werk Mosers zu befassen: «Rocher et Sous-bois», die dicht gehängte Ausstellung in Langenbruck, die von Guido Magnaguagno kuratiert wurde, der 1993 im Kunsthaus Zürich eine Retrospektive Mosers ausrichtete, konzentriert sich auf die Naturdarstellungen der 1970er- und 1980er-Jahre. Der Fokus in der Galerie Carzaniga dagegen ist geweitet. Hier liegt der Schwerpunkt auf der Abstraktion, zugleich jedoch reicht der Entstehungsraum der Werke von den 1940er- bis in die 1990er-Jahre.

Es ist müssig, Mosers Auseinandersetzung mit der Figuration und der Abstraktion in eine Abfolge bringen zu wollen. Die ersten Bilder des Autodakten waren figurativ, eine Begegnung mit James Ensor sollte ihn nachhaltig beeindrucken, und als die Abstraktion zum Signum der Moderne wurde, befasste sich Moser weiterhin mit der Gegenständlichkeit. Erst spät wandte er sich dem Informel zu: An der Biennale von São Paulo 1963 vertrat er die Schweiz mit tachistischen Bildern, 1980 dann präsentierte er in Venedig Darstellungen von Steinbrüchen.

Als er sich also in den 1970er-Jahren wieder der Figuration zuwandte, hatten sich die neuen Wilden längst einen



Undurchdringbares Unterholz. In «Tronc I» (um 1985) spart Wilfrid Moser den Horizont aus.

Namen gemacht und waren auch radikaler als Moser. Man muss aus dieser Ungleichzeitigkeit nicht gleich etwas Widerständiges rekonstruieren. Umso mehr der Tachismus trotz Wiederbelebungsversuchen historisch wirkt.

Denn möglicherweise war dieser Bruch für den Künstler eher eine Grenze, die sich in beide Richtungen passieren liess. Steht man in Langenbruck vor Mosers Unterholz-Bildern, die er auf ganz unterschiedliche Weise schuf – mal in Öl-Acryl-Mischtechnik, mal mit Ölfarben oder -kreide –, so fällt auf, dass sie für den Betrachter unpassierbar sind. Das tote Holz, die Dornenranken haben sich zu einem natürlichen Zaun verflochten. Nicht nur findet das Auge keinen Horizont, es sucht auch vergebens nach etwas, das sich hinter dieser Barriere verbergen könnte. In der Zeichnung «Tronc I», die im Kloster Schönthal in zwei Varianten zu sehen ist, legt sich ein schwefelgelb leuchtender, abgebrochener Ast eines niedrigen Baumes quer über das Bild.

Als ähnlich undurchdringlich erweisen sich die Darstellungen von Steinbrüchen, mit denen Wilfrid Moser zu einem Motiv zurückkehrt, das ihn schon früh beschäftigt hat. Moser zoomt oft auf Strukturen, die wie geschichtet wirken. In einer kleinen Senke ist Geröll zu liegen gekommen, woanders richtet sich das Gestein gegenseitig auf. Grosse Kräfte müssen hier gewirkt haben.

Grabstele und Wegzeichen

Moser setzt in «Der schwarze Stein» eine Grabstele, deren Gravierung B M auf den Bader-Meinhof-Komplex und den Deutschen Herbst verweisen. Fast ironisch wirkt da, dass das Zeichen auf dem Findling, der fast den gesamten Bildraum von «Signe de piste» einnimmt, ein Wegzeichen ist. Mosers realistische Darstellungen sind durch die Romantik geprägt und entsprechend symbolisch aufgeladen.

Tatsächlich wiederholen sich diese verdichteten Strukturen in den abstrak-

ten Werken. «Cassandre» etwa aus dem Jahr 1988, das in der Basler Galerie Carzaniga zu sehen ist, scheint jene Wachstumskräfte zu spiegeln, die auch das Moser'sche Unterholz bestimmen – nur, dass die gedeckte Farbpalette hier einem offensiven Rot gewichen ist, das durch Schwarz- und Weissstöne abgemildert ist. Mit dem Spachtel legt er das Farbspektrum der Bilder bloss, schafft Fläche und rhythmisiert sie. Und vielleicht ist die scheinbar organische Kraft ja von grosser Abstraktion. Selbst in den Metro-Bildern aus den frühen 1960er-Jahren erkennt man diese im Blinken der Werbetafeln, in den Absperrungen, in den Figuren wieder. Was konstruktiv das Bild aufbaut, ist zugleich destruktiv.

Kloster Schönthal, Langenbruck.
Fr 14–17 Uhr, Sa/So 11–18 Uhr.
Bis 26. April 2015. www.schoenthal.ch

Galerie Carzaniga, Basel, Gemsberg 8.
Mo–Fr 9–18 Uhr, Sa 10–16 Uhr.
Bis 17. Januar 2015. www.carzaniga.ch

Als die 4-Zimmer-Wohnung noch 187 Franken im Monat kostete

Singer/Songwriter Baum setzt im Parterre auf Emotionen

Von Michael Gasser

Basel. Eine innige Szene: Bevor Christoph Baumgartner alias Baum und seine Musiker die Parterre-Bühne betreten, umarmen und Herzen sie einander. Und pumpen sich gegenseitig auf – wie für einen alles entscheidenden Boxkampf. Entsprechend geladen und zuversichtlich scheinen die sechs. Zunächst streicht der Frontmann mit dem Geigenbogen über seine Gitarre und sorgt für zarte und zugleich archaische Sounds, dann schaltet er mit «I Like It» in den Vorwärtsgang und packt den Punch aus.

Bereits nach wenigen Minuten ist der frühere Radio- und TV-Mann, der sich Ende 2003 dazu entschlossen hat, auf die Karte Musik zu setzen, vor lauter Konzentration völlig verschwitzt. «There's nothing left between us», singt Baum in «Mrs. Adams» inbrünstig und klingt dabei ebenso niedergeschlagen wie erleichtert.

Romantik und Dramatik

Seine Lieder wirken wie raue Gefühlslandschaften, die sich hinter nichts und niemandem verbergen. Hier herrschen Romantik und Innigkeit vor, doch auch Stolz, Dramatik und sogar ein wenig Frostigkeit ist Teil des Spiels. In «Stay» wünscht er sich nichts sehnlischer als ein Bleiben, in «Bloody Good-bye» ist dann endgültig Schluss.

Der 46-Jährige hat seine folknahen Stücke in den letzten Jahren zusehends verschärft. Zwar kann man nach wie

vor ausmachen, dass der Basler gleich mehrmals durch Irland getourt ist, aber seine Lieder folgen weder Glen Hansard noch Damien Rice, sondern beschreiben einen eigenen Weg.

«Dann» beginnt mit munterer Melodie und dichten Harmonien, öffnet den Blick jedoch zusehends hin zu menschlichen Abgründen und zur Melancholie, die von der Seele gefegt sein will. Wenn nötig mit befreiendem Gebrüll. Dass sich Baum live mittlerweile von gleich zwei Schlagzeugern antreiben lässt, zeigt: Das Rhythmische und Rockige hat in seiner Musik an Stellenwert gewonnen.

Schmäh und Charme

Der Singer/Songwriter fühlt sich im Rampenlicht sichtlich zu Hause. Er erzählt – und das mit viel Schmäh und Charme – von vergangenen Zeiten, in denen die grossväterliche 4-Zimmer-Wohnung noch 187 Franken im Monat kostete, er selbst rote 1.-Mai-Fahnen auf dem Marktplatz schwang und als Fünfjähriger erkannte: «Mädchen stinken nicht nur.»

Gute zwei Stunden sind Baum und seine gleichnamige Formation in Fahrt und stellen dabei nicht zuletzt die neue EP «Penpapercoffee» vor. Das Konzert kommt einer Tour de Force gleich, bei der gerotzt, gelitten und geschwärmt werden darf. Das ist vielschichtig und packend. Und als die letzte Zugabe verklungen ist, reckt Baum seine beiden Fäuste in die Höhe, in Siegerpose. Durchaus zu Recht.

Sorglosigkeit und Schimpansengeschnatter

Pieranunzi und Harcsa an den Martinu-Festtagen

Von Michael Gasser

Basel. Nach seinem Soloabend im vergangenen Jahr gastiert der italienische Pianist Enrico Pieranunzi auch in diesem Jahr an den Martinu-Festtagen. Zur Freude der Programmierer, die ihn nicht bloss als «lebende Legende» bezeichnen, sondern ihm zudem attestieren, 800 Jahre Musikgeschichte verinnerlicht zu haben.

Im zweiten Stock des Tinguely-Museums widmet sich Pieranunzi zusammen mit der ungarischen Jazzsängerin Veronika Harcsa den 1913 veröffentlichten «Alcools»-Gedichten des französischen Lyrikers Guillaume Apollinaire – und ihrer Vertonung durch Komponisten wie Arthur Honegger oder Bohuslav Martinu, den Namensgeber der Festtage. Während rund siebzig Minuten entspannt sich ein Konzert, das sich zwischen Klassik, Jazz und Chanson bewegt und vor allem mit Experimentierlust aufwartet.

Schwung und Rasanzi

Während Pieranunzi, ein Anhänger des Post-Bops, den Weg der Melodien mit rhythmischer Dynamik, Eleganz und Tempowechsels immer wieder neu zeichnet, erweist sich Harcsa als flexible und ebenbürtige Partnerin. Im meditativen «À la Santé» folgt die 32-Jährige den Spuren von Billie Holiday und füllt ihren Jazz mit Blues. Das ist kurz, gefühlsschwer und heftig. Obschon sich

«Le Pont Mirabeau» ebenfalls um verlorene Liebe dreht, haftet dem Stück trotz Fatalismus auch eine gewisse Sorglosigkeit an. Das liegt an der Musik, die für einmal weder von Honegger noch von Martinu stammt, sondern vom französischen Chansonnier Léo Ferré. Harcsa ringt die Hände, öffnet sich für einmal dem Walzer und dem Pop und erkundet mit ihrer Stimme selbst höchste Lagen.

Luca Bulgarelli am Kontrabass und Mauro Beggio am Schlagzeug sorgen mit ihrem präzisen Spiel für Schwung und Rasanzi und fungieren als Antreiber. So auch bei «Signe», dessen Songtitel sich Harcsa erst auf der Zunge vergehen lässt, dann zerdehnt, zerfetzt und zu Schimpansengeschnatter verarbeitet. Cool Jazz trifft auf expressiven Ausdruck und Dissonantes. Es sei eine Herausforderung gewesen, die Stücke in vier Tagen einzustudieren, gesteht die Sängerin. Davon ist beim Auftritt nichts zu spüren, im Gegenteil. Die Performance wirkt frisch, unbekümmert und inspiriert. Was nicht zuletzt den Arrangements von Pieranunzi zu verdanken ist, die neugierig sind und sich um Genrekonventionen foutieren.

Eines Tages würde er gerne ein Musical verfassen, erklärt der 64-jährige Pieranunzi. Und gibt mit «L'hôtel» einen kleinen Vorgeschmack, der so munter und verspielt ist, dass man gerne mehr davon vernommen hätte. Ein Fazit, das übrigens für den ganzen Abend gilt.

Freistil

Die Macht der falschen Bilder

Von Sigfried Schibli

In Basel-Stadt sind 55 Musikerinnen und Musiker aus sogenannten Drittstaaten ohne gültige Arbeitserlaubnis tätig. Das kantonale Amt für Wirtschaft und Arbeit ist bemüht, den Schaden, der durch die Machenschaften eines früheren Abteilungsleiters entstanden ist, zu begrenzen. Es kommt aber durchaus sein, dass unsere Region in Zukunft auf einige Musiker verzichten muss, die in Konzerten auftreten und an Musikschulen unterrichten.

Das Problem hat mit der Migrationsfreudigkeit moderner Musiker, mit der Qualität unserer Ausbildungsstätten und mit dem in der Schweiz attraktiven Stipendienwesen zu tun. Nun ist in der Öffentlichkeit der Eindruck entstanden, dass Musiker bessere Menschen als andere Arbeitnehmer sind und dass die Gesetze für sie nicht gelten. Die Musikstadt Basel wird von einer verrückt gewordenen Behörde sehenden Auges ausgelöscht – dieses Bild wird einem vermittelt.

Am Sonntag zeigte *Telebasel* das Sinfonieorchester Basel, das allerdings von der Thematik nicht tangiert ist. Dann folgten Filmaufnahmen von einem Konzert, in dem ein deutsches Barockorchester mit einem deutschen Solisten auftrat – ebenfalls nicht von der Problematik Betroffene. Als einzige direkt Involvierte zitierte das Lokalfernsehen eine amerikanische Barockoboistin, von der man nicht behaupten kann, dass sie die Einzige ihres Fachs sei. Die Desinformation funktionierte: Alle befragten Konzertbesucher äusseren sich entsetzt und geisselten das Basler Arbeitsamt scharf. Einer spekulierte, in Zukunft würden nur noch Musiker aus der Schweiz rekrutiert, ein anderer prophezeite, die Orchester in Basel würden «dezimiert». Antonina Stoll vom Wirtschaftsamt wird mit so vielen Mails eingedeckt, dass man von einer Kampagne sprechen muss.

Die der BaZ vorliegenden Mails stammen von Personen, die es gut meinen und sich für Musiker aus Drittstaaten einsetzen. Allerdings hört man gerade von Musikerseite auch andere Töne. Musiker sollten die Gesetze respektieren, sagt eine Instrumentalistin und Dozentin. Sie beobachtet seit Längerem, dass Musiker aus Drittstaaten in Projektorchestern zu tieferen Honoraren spielen als solche aus der Schweiz oder aus den EU-Ländern. Das verdirbt die Preise für selbstständige Künstler. Dumpinglöhne sind immer nur gut für jene, die davon profitieren.

Nachrichten

Juan Goytisolo erhält Cervantes-Literaturpreis

Madrid. Der Spanier Juan Goytisolo erhält den diesjährigen Cervantes-Preis. Dies gab der Madrider Kulturminister José Ignacio Wert bekannt. Der Preis ist mit 125 000 Euro dotiert und gilt als die wichtigste literarische Auszeichnung in der spanischsprachigen Welt. Die Jury hielt sich mit ihrer Entscheidung an die ungeschriebene Regel, wonach die Auszeichnung abwechselnd spanischen und lateinamerikanischen Autoren zugesprochen wird. Im Vorjahr hatte die Mexikanerin Elena Poniatowska den Cervantes-Preis erhalten. SDA

«Hunger Games» auch in der Schweiz top

Bern. Der Film «The Hunger Games – Mockingjay Part 1» hat wie erwartet an seinem Startwochenende in allen Landesteilen mit Abstand am meisten Zuschauer angezogen: 120 000 von etwa 200 000 Kinogängern entschieden sich für den Film mit Jennifer Lawrence. Er übertraf nicht nur seinen erfolgreichen Vorgänger «Catching Fire», sondern auch jeden im Jahr 2014 gestarteten Film, wie der Verleih Impuls Pictures am Montag mitteilte. Allerdings lief der Streifen auch mit der rekordverdächtigen Anzahl von 142 Kopien. SDA